

Sorry, meine Schuhe quietschen!

Große Bloggerkonferenz in Berlin, und alle sind da, surfen im Netz, während sie den Vorträgen lauschen, und sind sich einig in nur einem: Die „alten“ Medien sind doof und in fünf bis zehn Jahren tot. Die Blogger aber sind wie Peter Pan: Sie wollen nicht erwachsen werden.

Die nationale Bloggerkonferenz republika, die für gewöhnlich jeder Form des Zukünftigen huldigt, begann mit einem unerwarteten Moment der Besinnung: In zeremonieller Rhetorik und fast ohne den Einsatz multimedialer Hilfsmittel sprach Victor Mayer-Schönberger von der Harvard-Universität über Informationsökologie, meinte damit die Nützlichkeit des Vergessens angesichts der wachsenden Diskrepanz zwischen menschlichem Erinnerungsvermögen und maschinellem Speicherungskapazität und ebnete den Weg zu zwei neuen Kollektivsubjekten: dem Netz und seinem Superagenten Google.

Das Netz vergesse nichts oder zumindest nicht so schnell. Es vergaß beispielsweise nicht, dass die amerikanische Lehramtswärterin Stacy Snyder einmal ein Bild auf ihre MySpace-Seite gestellt hat, das sie im Faschingstreiben als betrunken Piratin zeigte, weshalb das Ministerium ihr die Lehrerlaubnis verweigerte. Es vergaß auch nicht, dass der kanadische Psychotherapeut Andrew Feldman einmal einen Text über seine LSD-Erfahrung verfasst und im Netz zugänglich gemacht hatte, weshalb ihm ein Grenzbeamter die Einreise in die Vereinigten Staaten verweigerte, nachdem er die Publikation bei Google gefunden hatte.

„Erinnern – vergessen“, der Redner skandierte diese Begriffe, wog sie reiflich gegeneinander ab und empfahl die Anstrengung des privaten Sich-Erinnerns. Zwar wisse Google mehr, als wir uns selbst in Erinnerung rufen könnten, weiß es jedoch auch, an was wir uns erinnern sollten? Kann der Einzelne angesichts des wachsenden Datenstroms noch rational entscheiden, was ihm erinnerungswürdig ist, oder ist er dem hilflos ausgeliefert, was der anonyme Google-Algorithmus an die vorderste Stelle setzt? Am Ende soll die Technik den Weg aus dem Dilemma bahnen, das sie selbst geschaffen hat. Mayer-Schönberger plädierte für ein Verfallsdatum der im Netz gespeicherten Informationen, das vom Benutzer selbst festzulegen.

Der Konzentration des Eröffnungsvertrags folgte die Zerstreuung: physisch auf die vielen Ebenen der Berliner Kalkscheune mit ihren Lounges, Workshops und Podiumsdiskussionen; geistig in die kontinuierliche Teilanwesenheit, die sich angesichts der vielfach zu beobachtenden Aufmerksamkeitsökonomie einstellte, gleichzeitig einem Vortrag zuzuhören und im Internet zu surfen. Doch das Begriffspaar „Erinnern und Vergessen“ halte nach, zumal die Konferenz auch die ersten Rechen-

Dachdeckers Kopfgeburt

Der ZDF-Film „Stürmische Zeiten“ stellt eine gute Frage

Nils Stegemann (Max von Thun), erfolgreicher Bankier aus Hamburg, hat jeden Kontakt mit seinem Vater Werner (Wolfgang Stumph), Dachdeckermeister in einem beschaulichen Ferienort an der Ostsee, abgebrochen. Nicht die gegensätzlichen Lebenswelten, sondern der Selbstmord der Mutter hat die beiden entzweit. Nils gibt seinem Vater die Schuld an der inzwischen fünfzehn Jahre zurückliegenden Verzweiflungstat. Sein Vater habe seine Frau im Stich gelassen und betrogen. Erst die alleinerziehende Inka Schmidt (Marie Zielcke), die in ebenem Dorf mit ihrem verzogenen Sohn Max (Henry Stange) Urlaub macht, bringt Bewegung in das zerrüttete Verhältnis. Werner lernt sie während eines Strandspaziergangs kennen, Nils, der ohne Wissen des Vaters seinen Heimatort besucht, stellt sich als ihr Nachbar vor. So nehmen die Dinge ihren Lauf. Werner wird zu Max' liebstem Kameraden und wirft eine Auge auf Inka, sein Sohn wählt den direkten Weg und hat Erfolg. Inka gerät also unversehens in die Hände der Vermittlerin.

Das sollte eigentlich genug Stoff für eine abendfüllende Handlung sein. Den Drehbuchautoren des ZDF-Fernseh-

schaftsberichte nach den euphorischen Verheißungen der vergangenen Jahre einforderte.

Erinnert man sich noch, dass man einmal eine kritische und ökonomisch unabhängige Gegenöffentlichkeit zu etablierten Medien hatte bilden wollen? Die Reihen des Auditoriums schlossen sich wieder zur dichten Phalanx, als auf dem Podium die Möglichkeit des Geldverdienstes mit Blogs debattiert wurde. Einzig Deutschlands erfolgreichster Blogger Robert Basic konnte stolz auf die rund dreitausend Euro monatlich verweisen, die er mit Werbung einnimmt. Ansonsten verbleiben die Verdienstmöglichkeiten mit Blogs auf dem Niveau von Praktikantengehältern, die etwas aufgebessert werden können, wo man sich entschließt, sich mit dem einstmal heftig befriedeten Gegen einzulassen, will heißen: für etablierte Medien zu bloggen.

Sascha Lobo, der Gründer des Unternehmens Adical, das Werbekunden für Blogs einwirbt, sah sich von den bohrenden Fragen des Auditoriums („Ich hab versagt!“) von einem Begründungsnotstand in den anderen gestürzt. Mehrere Monate lang hatte Adical die Kommunikation mit der Blogosphäre eingestellt, was Lobo den Vorwurf einbrachte, nicht minder arrogant zu sein als jene etablierten Medien, denen er dies unterstellt. Auch die Bloggerszene vergisst nicht, etwa, dass Adical Werbung für die Suchmaschine Yahoo geschaltet hatte, die der chinesischen Regierung im Kampf gegen kritische Blogger assistiert hatte.

Die Forderung des Auditoriums, es entweder ganz oder gar nicht zu machen, lehnte Lobo ganz im Sinne seiner Programmschrift „Wir nennen es Arbeit“ ab. Der Elementarsatz lautet, dass Arbeit immer auch Spaß machen und entspannt sein soll, weshalb Lobo auch weiterhin nicht mehr als einen Tag pro Woche für die Arbeit in seinem Unternehmen erübrigen will. Das Provisorische ist das Gute und das Organisierte das Schlechte.

Das Böse vermutet man daher in den Printmedien, denen man mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit eine Restlebensdauer von fünf bis maximal zehn Jahren einräumt. Das Gute hingegen in der Bloggerkultur, die das „Kommunizieren gelernt“ habe. Auf der SMS-Wand im Hintergrund einer Podiumsdiskussion, die der journalistischen Qualität des Bloggens galt, ließen derweil Kommentare, die von dem erreichten Kommunikationsstandard Zeugnis ablegen: „Sorry, meine Schuhe quietschen.“ Twittern nennt sich der Netzdiest, der es ermöglicht, anderen über das Netz mitzuteilen, was man gerade so tut, unabhängig davon, ob das Resultat überlieferungswürdig ist. Die republika widmet dem Twittern einen vielbesuchten Workshop.

Sollte die Berichterstattung binnen fünf bis zehn Jahren tatsächlich von alternativen Medien, etwa dem Bloggen und dem Onlinejournalismus, getragen werden müssen, wäre viel Arbeit zu leisten. Die Podiumsdiskussion reduzierte den Begriff des Journalismus auf den der Informations- und Nachrichtenübermittlung. Analyse, Reportage oder Essay sind Fremdgattungen in einem Diskurskosmos, der seinen Kurs ständig mit den neuesten technischen Fortentwicklungen abzugleichen hat und daher keine Zeit zu inhaltlicher Beschäftigung findet. Die Frage, welcher der Tagenden eine eigenständige Vorstellung einer wünschenswerten Zukunft entwickelt hatte, die sich nicht in der Anpassung an das erschöpft, was die Kommunikationsindustrie auf den Markt spült, wollte man da lieber nicht stellen. THOMAS THIEL

films „Stürmische Zeiten“, Michael Illner und Alfred Roesler-Kleint, war dies indes nicht genug. Sie darf es ruhig mehr sein. Also erkrankt Nils an Krebs, sein Vater bekommt einen Auftrag aus den Vereinigten Staaten, und Inka entpuppt sich als Stripperin. Man kann dem Autorenduo und dem Regisseur Zoltan Spirandelli nicht einmal vorwerfen, die verschiedenen Stränge nicht zu verbinden. Im Gegenteil. Fast brauchte man „König's Erläuterungen“, um das feine Konstrukt zu entschlüsseln.

An Inkas Sohn Max holt Werner das nach, was er bei seinem eigenen Sohn versäumt hat. Das Paar Nils und Inka erscheint als Gegenpart der Stegemann-Eltern. Inka bietet notgedrungen ihre Reise an, um Geld zu verdienen, während Nils dahinsiecht und den Kontakt verweigert, weil er sie nicht belasten möchte.

Vater Werner hatte sich einst aus freien Stücken den Reizen einer Geliebten hingegeben, während seine Frau daheim dem Tod ins Auge sah und ihren Mann vermisste.

Wenn der bodenständige Handwerker am Ende den Auftrag in den Vereinigten Staaten annimmt, ist das natürlich auch ein symbolischer Akt. Er folgt damit den Spuren seiner Frau, die als weltgewandt und akademisch gebildet geschildert wurde: eine Art von Versöhnung. Wer Freunde an solchen Kopfgeburten hat, kommt auf seine Kosten, wer auf spannende Unterhaltung wartet, wartet vergeblich. „Wer will diesen Film sehen?“, fragt Dachdecker Stegemann in einer Szene. Eine gute Frage. THOMAS JANSEN

„Stürmische Zeiten“ läuft um 20.15 Uhr im ZDF.



Diesmal erscheint der Schauspieler Armin Rohde (links) nicht in einer Rolle, sondern als er selbst. Mit seinem Vater fährt er unter Tage, wo die Reise in die Vergangenheit ihrer Familie beginnt. Hier stehen sie in der „Käue“, der Umkleide der Bergleute. Foto NDR

Starke Männer weinen doch

Ein Großvater bei der SS, der andere verschollen: Armin Rohde sucht seine Ahnen

„So hast du gearbeitet?“, fragt Armin Rohde ungläubig, während ihm sein Vater zeigt, wie er den dreißig Kilo schweren Kohlebohrer am Fels ansetzen hat. Der Schauspieler schwankt unter dem Gewicht des Geräts, wird vom Rückstoß zu Fall gebracht. In einem Bottroper Stollen, tausend Meter tief unter der Erde, lernt Rohde, bekannt durch zahlreiche Fernsehproduktionen und Kinofilme wie „Kleine Haine“ oder „Das Wunder von Lengede“, die ehemalige Arbeitswelt seines Vaters Kurt kennen. „Jetzt verstehe ich endlich, warum du immer gesagt hast, wir sollten es einmal besser haben als du“, sagt Rohde und spricht dem Vater den ehrlichen Dank dafür aus. Dieser erste Moment der Intimität zwischen Vater und Sohn gibt einen Vorgeschmack auf die emotionale Reise in die gemeinsame Vergangenheit, die Kurt und Armin Rohde antreten. Rohde hat sich wie zuvor Marie-Luise Marjan, die in der vergangenen Woche auf Ahnensuche ging, sowie Peter Maffay und Christine Neubauer, die in den Folgesendungen zu sehen sein werden, auf das Experiment der ARD eingelassen und forscht vor den laufenden Kameras nach seinen Wurzeln.

„Vielleicht waren meine Vorfahren alles Bauern, die Hunderte von Jahren langwe-

lig auf demselben Acker rumgestieft sind. Aber vielleicht waren ja auch Henker, Brandstifter und was weiß ich dabei“, gibt sich Armin Rohde zu Beginn der zweiten Episode von „Das Geheimnis meiner Familie“ unbedarf neugierig. Es überwiegen Vorfreude und Entdeckerlust. Doch schon bald stößt Rohde auf die dunklen Kapitel der Familienchronik. Die verstorbene Mutter hat kaum vom Großvater gesprochen. Die Tante, die Rohde nun nach langer Zeit wieder sieht, nennt ihn ihren „Erzeuger“. Ein Vater sei er ihr nicht gewesen. „Wenn er da war, musste alles strammstehen“, berichtet sie ihrem Neffen. Es stellt sich heraus: Rohdes Großvater war nicht nur Polizist, sondern auch SS-Mann gewesen – und hat sich durch seine Brutalität hervorgetan. „Von so jemandem stammt man dann auch ab, ob man will oder nicht“, zeigt sich Rohde erschüttert, als er die Dokumente liest, die die Taten des Großvaters bezeugen. Er zeigt sich fassungslos angesichts des Freispruches im Nachkriegsprozess. „Es würde mir bessergehen, wenn er dafür zu lebenslanger Haft verurteilt worden wäre und nicht als freier Mensch gestorben wäre. Die Schuld, die die Väter und Großväter nicht lösen, die hängt nun man an den Händen der Kinder“, sagt Rohde zerknirscht.

Nach dieser Entdeckung interessiert sich Rohde kaum noch für die vorherigen Generationen seiner Familie, deren fast verlorene Spur nach Tschechien und Polen führt. „Je weiter die Generationen zurückliegen, umso feuerfestischer wird mein Interesse“, sagt Rohde. „Es berührt mich nicht mehr wirklich.“ Dafür nimmt ihn das Schicksal des verschollenen Großvaters väterlicherseits umso mehr mit. Verwechselte Dokumente in der Akte des Roten Kreuzes führen zunächst in die Irre. Schließlich stoßen Armin und Kurt Rohde in Polen auf einen Wald, der vielleicht das Schlachtfeld war, auf dem der Großvater fiel. Auch wenn die Gewissheit noch fehlt. Vater und Sohn haben endlich einen Ort, um zu trauern.

Das für Deutsche dieser Generation exemplarische Schicksal des dreißigfünfzig Jahre alten Armin Rohde liefert einen Stoff, der für einen großen Spielfilm geeignet wäre. Das Porträt der Vater-Sohn-Beziehung, das der Filmemacher Wolfgang Klauser fein beobachtend zeichnet, gerät allerdings an mancher Stelle vielleicht ein wenig zu intim. Man hätte nicht jede Träne zeigen müssen. ANNICKA MÜLLER

Armin Rohde – Das Geheimnis meiner Familie läuft heute um 21 Uhr im Ersten.

Du bist Deutscher geworden

Der SWR schildert das Schicksal von Kindern, die allein nach Deutschland flüchten

Das Erste, was Kibrom aus Eritrea von Deutschland sieht, ist ein Behördenbau in Karlsruhe – die Aufnahmestelle für Flüchtlinge. So weit brachten ihn die Schlepper, dann ist er auf sich gestellt in einem fremden Land. „Ich bin aus dem Auto ausgestiegen, als ich mich umdrehte, waren sie schon weg“, erzählt Kibrom in der Dokumentation „Fluchtkinder – Aufbruch ins Ungewisse“ des SWR. Als Kibrom aus Eritrea nach Deutschland kommt, ist er dreizehn Jahre alt.

Nach dem Aufenthaltsrecht ist der Jugendliche ein „unbegleiteter, minderjähriger Flüchtling“. Nach groben Schätzungen kommen jedes Jahr etwa fünftausend minderjährige Flüchtlinge nach Deutschland.

Ohne Eltern, ohne Sprachkenntnisse, traumatisiert von den Erlebnissen in ihrer Heimat und der Flucht, müssen sie sich in einem fremden Land zurechtfinden, das sie bislang bestenfalls aus Erzählungen kannten.

Die Autorin Susanne Babilas berichtet in ihrem Film über die schwierige Lebenssituation dieser Kinder und Jugendlichen.

Am Beispiel Kibroms und des bei seiner Ankunft in Deutschland fünfzehn Jahre alten Mohammed aus Bagdad schildert der Film den Alltag der Jugendlichen – beim Rappen, auf den Behörden und in ihren Wohngruppen.

Seit Jahren wird über den rechtlich unbefriedigenden Status von minderjährigen Flüchtlingen gestritten: Sie sind „Gebildete“, dürfen ihren Wohnort nicht verlassen und müssen, sobald sie volljährig sind, mit der Abschiebung rechnen. Verschiedene Verbände fordern eine verbesserte Bleiberechtsregelung und bessere Zugangsmöglichkeiten zu einer Ausbildung



Die Eltern blieben zurück: Der sechzehnjährige Kibrom floh aus Eritrea ganz allein nach Deutschland. Foto SWR

und zur Jugendhilfe. „Die wollen mich mit achtzehn Jahren abschieben, es gibt niemanden, der auf mich wartet“, sagt Kibrom im Interview.

Die Autorin zieht in dem Film zwar Parallelen zur Flucht jüdischer Kinder aus Deutschland, sie filmt sogar eine Begegnung mit Ruth Barnett, die als Kind ohne Eltern aus Deutschland nach London flüchten musste, doch die politische Diskussion über das Aufenthaltsrecht – auch die Probleme, die eine großzügige Regelung mit sich bringen würde – spart der Film aus. Auch auf die Fluchtgründe des irakischen Jugendlichen Mohammed, nämlich Morddrohungen terroristischer Banden gegen seine Eltern, geht der Film nur oberflächlich ein. Sogar Erhard Eppeler beklagte dieses Informationsdefizit in einer Diskussionsrunde, die sich an eine Pressevorführung der Dokumentation anschloss.

„Was tun wir mit begabten und integrationswilligen Menschen, die zu uns kommen? Der Film hat mir keine Antwort gegeben“, sagte der frühere Entwicklungshilfeminister. Dafür gibt es Szenen von großer dokumentarischer Klarheit in Susanne Babilas Film, etwa wenn Mohammed sich mit einem Bagdad-Freund per Internetvideo unterhält: „Du siehst gut aus, Mohammed, du bist Deutscher geworden.“ RÜDIGER SOLDT

befreit: Fluchtkinder – Aufbruch ins Ungewisse läuft heute um 22.30 Uhr im SWR-Fernsehen.

Methodische Bedenken

Stasi-Prüfung bei „Berliner Zeitung“

Heute wird es spannend bei der „Berliner Zeitung“, will der Chefredakteur Josef Depenbrock doch sein Konzept einer Stasi-Überprüfung der Redaktion vorstellen. Bis Ende Mai solle die Expertise vorliegen, hatte der damit beauftragte Anwalt Johannes Weberling gesagt. Doch das wird nicht schwer. Denn der „Forschungsbund SED-Staat“ an der Freien Universität Berlin, mit dem Depenbrock zusammenarbeiten wollte, hat abgesagt. Man habe „zeitliche und methodische Bedenken“, die Zeitvorstellungen seien „völlig illusorisch“.

Vor allem aber dürfe eine wissenschaftliche Arbeit zum Thema Stasi und Berliner Verlag „auf keinen Fall in den Geruch einer verdeckten Personalüberprüfung geraten“. Damit würde man der künftigen Forschung über den einstigen Spitzelapparat der DDR „einen Bärendienst“ erweisen.

Die Redakteure der „Berliner Zeitung“ hatten von vornherein Bedenken gegen eine Generalüberprüfung gehabt. Sie haben Anfang der Woche fast einstimmig dafür votiert, dass jeder Redakteur für sich bei der Birthler-Behörde Antrag auf Einsicht in seine Stasi-Akten stellt. Der Verlag will seine Stasi-Überprüfung nun mit zwei Forschern der Viadrina-Universität in Frankfurt (Oder) durchführen. miha

Ror Wolf und die Stille

Hörspiel des Jahres 2007

Das SWR-Hörspiel „Raoul Tranchirers Beurkundungen über die Stille“ von Ror Wolf, zum Klingen gebracht von Thomas Gerwin, ist gestern von der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste in Frankfurt als Hörspiel des Jahres 2007 ausgezeichnet worden. Ror Wolf sei „ein Hieronymus Bosch des Erzählens“, das Tranchir-Lexikon sei sein „Garten der Lüste“, meinte die Jury. Dieses Nachschlagewerk zum Klingen zu bringen sei Thomas Gerwins Verdienst, er habe es zu einer akustischen Besichtigung komponiert. F.A.Z.

Ins Spiel kommen

Wie sich der Sport den Medien anpasst

In kurzen Hosen taten sich die Kommunikationswissenschaftler schwer mit Erklärungen – zumindest, sofern sie den roten Dress der Schweizer Fußball-Nationalmannschaft trugen. Was soll man auch sagen, wenn man gerade den Vergleich gegen die Fachkollegen aus Deutschland mit 3:6 verloren hat. Also wurden in die Mikrofone der Reporter vom Uni-Magazin Sätze gesprochen, die man aus dem Fernsehen kennt: Nicht richtig ins Spiel gekommen, die Räume nicht eng gemacht und so weiter. Es war eine Analyse mit Augenzwinkern, ein Spiel mit den Medienkonventionen – aber damit auch ein Beispiel, wie die Inszenierung zurückwirkt auf das tatsächliche Spiel: Der „echte“ Fußball imitiert den Medienfußball.

Bevor im Europameisterschaftssommer der Ball alles beherrscht, hat die Schweizer Kommunikationswissenschaft auf ihrer Jahrestagung in Fribourg schon einmal versucht, das mediale Spielfeld auszuleuchten. „Sport und Medien“ – das Thema passte, und der Punkt, zu dem die Forscher im Hörsaal (und in Zivil) immer wieder zurückkehrten, war vor allem der eine: die Mediatisierung des Sports, also dessen Durchdringung und Vereinnahmung vor allem durch das Fernsehen. Welchen Mediengesetzen folgt der Sport? Oder anders: Wenn die drei wichtigsten Sportarten zumindest in Deutschland „Fußball, Fußball und Fußball“ sind, wie es der frühere RTL-Chef Helmut Thoma einmal formuliert hat – was bedeutet das für die anderen, für die Nachzügler im Aufmerksamkeitswettbewerb?

Nicht aufgegeben – anpassen an die Regeln, die die Medien vorgeben, und dem Fußball ausweichen, so gut es eben geht. So lautet die Antwort aus der Sicht der Wissenschaft. Es klingt zunächst ganz einfach. Je spannender ein Sport, desto teurer ist er. Was aber macht die Spannung konkret aus? Den Kriterienkatalog dazu hat Thomas Horky (Köln) zusammengestellt. Kulturelle Verankerung und besondere Erfolge einer Sportart helfen demnach, genügen aber nicht (sonst müsste hierzulande Tischtennis stärker im Rampenlicht stehen). Es spielt immer auch die eigene Struktur der Sportart eine Rolle: die Regeln, die Art und Weise, wie Wettkämpfe ausgetragen werden, Aktionsdichte, Überraschungen, natürlich auch Ästhetik – das Modell beschreibt eher, als dass es erklärt. Und doch scheint es zur perfekten Designer-Sportart mit einem solchen Werkzeug nicht mehr weit.

Längst ist zu beobachten, dass sich der Sport mehr und mehr nach den Bedürfnissen des Fernsehens richtet. Das gilt nicht nur für junge Sportarten, die von Anfang an auf mediale Tauglichkeit getrimmt sind (es ist kein Zufall, dass Snowboard-Wettkämpfe zwischen 50 und 55 Minuten dauern), sondern auch für traditionsreiche Disziplinen: Volleyball wurde mit der Punktmöglichkeit bei gegnerischer Angabe flotter